

Es war ja immer alles falsch

Drei Jahre als Reporter in den neuen Bundesländern oder: Annäherung durch Wandel

Von Dieter E. Zimmer

DAMALS, DIE Monate nach der Wende — was waren das für paradiesische Zeiten für den Journalisten! Eherne Sperrn und Schlagbäume gelockert und dann ganz weg, Grenzer und anderes Barrikadenpersonal tief verunsichert ...

Da fuhr man nur mit ein paar Fragen im Kopf in das unbekannte nahe Land, schritt nickend am Pförtner vorbei, der einem noch ein paar Wochen zuvor den Weg ins Sanktuarium niemals freigegeben hätte, ging durch den Wofasept-Duft neonlichtgrünlicher Treppen und Gänge zur Chefetage, suchte sich das Sekretariat des Kollegen Direktors, grüßte ein paar massive ältere Damen, deren Spezialität wohl immer die Zimmerpflanzenpflege und das Abwimmeln gewesen waren, die aber nun, vom Gang der Dinge überrumpelt, ihren Rausschmeißreflex unterdrückten, teilte mit, man käme von der Zeitung Soundso (von der sie — und daran, nur daran hat sich seitdem nichts geändert — noch nie gehört hatten) und wolle den Leitenden sprechen. Zwar sichtlich gequält, aber im Licht der neuen Umstände dann doch resignierend, nahmen sie die Visitenkarte entgegen, entschwandten nach nebenan, und alsbald stand der Leitende selber im Türrahmen und bat einen herein oder verabredete einen passenderen Termin, der immer sehr nahe war, heute nachmittag, morgen früh um sieben (denn in den Büros der DDR begann der Arbeitstag früh), was ist Ihnen denn lieber?

Der einzige Nachteil dieses Zustands war, daß auch die Leitenden den Überblick nicht hatten und Konkretes selber nicht wußten. Ehe der Westjournalist sonst zu einem Interview aufbricht, hat er sich gewisse Grundinformationen ja längst aus den entsprechenden Veröffentlichungen besorgt oder von den Referaten für Öffentlichkeitsarbeit zufaxen lassen. Hier kam man ohne sie, aber die Leitenden hatten sie auch nicht, so daß das Gespräch oft zu einem gemeinsamen Rätselraten ausartete. Simple Fragen wie «Wieviele Bibliotheken gibt es in den Bezirken, die jetzt Brandenburg werden sollen?» oder «Warum dauert die Buchauslieferung beim LKG so lange?» erwiesen sich als abgründige Mysterien, die nun niemand mehr durchdringen würde («Tja, irgendwo in meinen Akten könnte schon eine Statistik sein, aber die nützte Ihnen wenig, denn es wurde ja immer

falsch gezählt»). Es ergab sich ein Paradox. Da war ein zentralistischer Planstaat gewesen, der obendrein einen erheblichen Teil seines Sozialprodukts für seine systematische Entheimlichung ausgegeben hatte, und trotzdem hatte dort gegolten: Nichts Genaueres weiß keiner nicht. Neben der wirklichen DDR gab es eine geisterhafte zweite und viel bessere: die ihrer Zahlen und Statistiken.

Bereitwillige und mitteilende Gesprächspartner, null Information — was für ein Bewenden es mit diesen großen Siegeln an manchen Türen hatte, habe ich noch erfahren (es handelte sich nicht um plombierte Kammern voller Stasiakten), aber meine Lieblingsfrage in jener Phase bin ich unter diesen Umständen gar nicht mehr losgeworden: Warum bloß hat die DDR ihre frei verlegten, nackten, sich fernhin ziehenden Fernheizungsrohre in so phantastischen, jeder einsehbaren Zweckmäßigkeit entratenden Winkeln abgeknickt? Mal kurz nach oben, dann wieder runter, dann nach rechts und gleich wieder geradeaus weiter, mal sogar schräg nach oben? Kunst in der Landschaft? Verwirrung des Klassenfeindes? Ewiges Rätsel.

Dann kamen langsam die Zeiten, in denen die Leitenden sich zu fragen begannen, wo sie selber in ihnen abbleiben würden. Nun hielt taktische Vorsicht Einzug, und da wollten sie einen gar nicht mehr so gerne sprechen, da sollte man es doch lieber mal bei Herrn Soundso versuchen. Oder: ich darf mit Ihnen nicht mehr sprechen, nur noch Herr Soundso ist jetzt dazu befugt, aber zur Zeit nicht erreichbar, nein, nächste Woche auch nicht. Die anderen, die bereits wußten, was jetzt Sache war, waren auch nicht zugänglicher, denn sie waren gerade auf Dienstreise in Bonn und hatten dann drei Fachtagungen und einen Termin beim Minister und sowieso eigentlich gar keine Zeit mehr.

So mußte man dann schon den Dienstweg über die Pressestellen einschlagen. Und was waren das noch für Pressestellen! Ich erinnere mich, wie mir eine seit langem im Pressereferat einer prominenten hauptstädtischen Kultureinrichtung tätige Dame über einer Kanne Tee kummervoll auseinandersetzte, daß in ihrem Beruf alles einfach schrecklich geworden sei: diese vielen Zeitungen, die sie ekelten und die sie selber nicht lesen und noch nicht einmal kennen wolle, und früher hätten die Journalisten einen Artikel über ein Gespräch mit ihrem Intendanten diesem immer erst vorlegen müssen, während heute jeder einfach schreibe, was er wolle, auch Negatives, auch Ärgerliches, auch Falsches, einfach drauflos, und sie werde dann nachher dafür verantwortlich gemacht, ach ja, noch'n Tee? Ich bin ja so froh, daß ich mir das mal von der Seele reden kann.

Andere Pressedamen vermittelten einem verzagt («Was, ich soll das bewirken? Ich, die letzte der Angestellten hier?») das gewünschte Gespräch mit dem Leitenden und fragten einen hinterher aus, was er denn gesagt habe und was überhaupt los sei hier im Haus, sagen Sie doch mal, Sie kommen ja rum und hören viel, unsereiner erfährt rein gar nichts.

Und dann gab es jene Fälle, in denen ein widerstrebend gewährtes Halbstundengespräch zu einem dreistündigen Monolog des Interviewten wurde, bei dem man keine einzige Frage anbringen konnte, aber einen Einblick in eine zerrissene Seele erhielt, der viel mehr wert war als jede präzise Auskunft. Dank, Herr B. und Herr R. Ich weiß inzwischen, einer von Ihnen war einmal für die Firma tätig und mußte überstürzt den Hut nehmen, als es dann doch herauskam, aber ich denke gerne an jenen Abend zurück und bin mir immer noch ziemlich sicher: auch Sie sind kein unanständiger Mensch.

Der Kultursektor begann dann seinen Extrazustand zu entwickeln, der die Informationssammlung mühsam machte und bis heute macht. Das war, als er den Feind erkannt, das Böse geortet hatte: «das westdeutsche Feuilleton» nämlich. Seitdem bewegt man sich dort in Feindesland. «Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihre Zeitung lese!» «Was soll ich Ihnen denn sagen? Sie wissen ja bestimmt sowieso schon alles besser.» «Sie besuchen wohl mal schnell und karrierewirksam unsern wilden Stamm, um hinterher aller Welt und uns selbst zu erklären, wer wir sind.» «Was geht es euch an? Ihr interessiert euch ja doch nicht wirklich für uns.» «Laßt uns lieber selber mal zu Wort kommen.» «Laßt uns uns selber.» «Laßt uns endlich in Ruhe, verdammt!»

Hier ist man seitdem oft von Herzen unwillkommen, und wie am Ende auch geschrieben wird, verständnisvoll oder verständnislos, es wird als «arrogant» aufgefaßt und als Kränkung genommen, denn die Arroganz besteht wohl gar nicht in bestimmten Aussagen und der Einstellung, die ihnen zugrundeliegt, sondern schon in der Tatsache, daß da überhaupt Wessi was über Ossi sagt.

In den weniger prinzipiell verbitterten und beleidigten Bereichen der Gesellschaft kündigte sich irgendwann eine neue Phase an. Hier und da wurden die Toiletten erneuert, das Amtsgrau und -grün strahlend weiß übertüncht, die Fußböden mit anderen Chemikalien traktiert, die verblichen braunen Kastenmöbel durch meinen IKEA-Schreibtisch ersetzt, standen nun Kopierer und Fax und Computer flottester Bauart, verjüngten und verhübschten sich die Sekretärinnen geradezu dramatisch, überreichte einem ein Profi von einem Pressesprecher eine personalisierte Informationsmappe plus Block und Kugelschreiber und arrangierte einem die Termine bei den neuen Leitenden, die sich nun weder zu bereitwillig noch zu unwillig sprechen ließen, Dienstag nächster Woche, zehn Uhr fünf und vierzig bis elf Uhr fünfzehn, paßt es? Sonst gebe es in diesem Monat nämlich keinen Termin mehr.

Und dann fand man sich zu der einem bestimmten Zeit ein, und der Interviewte äußerte sich so betrübt über das, was westliches Kolonisationsgehabe zur Zeit den Ostlern antäte, sprach überhaupt aus so tiefer Ossi-Seele, daß man sich beinahe schon geschämt hätte, ihn nach dem Befinden der von ihm vertretenen Institution zu fragen, denn wer wird einem so schwer Leidenden mit zudringlichen Fragen kommen — das

heißt, man hätte ihn nur leise und schlechten Gewissens befragt, wenn er sich nicht alsbald selber als Westler vorgestellt hätte, der hier erst seit ein paar Monaten aushilfsweise arbeite («und grüßen Sie mir Hamburg!»), und sein Pressesprecher, der war natürlich auch einer, und die Sekretärin? Ich fürchte ebenfalls, obwohl natürlich auf dem Gebiet der Mode Anpassungsprozesse wesentlich kürzer dauern.

Und heute? Heute stößt man hin und wieder immerhin schon auf den Vorboten des Endzustands, der Normalität: den effizienten Profi, der einem genau die Information zuschanzt, die man selber sucht und die ganz nebenbei auch die ist, die seine Chefs gerne veröffentlicht sähen, keine mehr — und der sich hinterher nicht als Wessi entpuppt. Hallo, Frau M. aus Halle-Neustadt! Dank für die kompetenten Faxe, und viel Erfolg in Ihrem auch nicht leichten Beruf!